

Sächsische Arbeiter-Zeitung

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

Abonnementspreis

Das Abonnement für ein Jahr (12 Hefen) kostet 1,50 Mk. bei Vorzahlung. Bei Nachzahlung 2,00 Mk. Einmalige Beilagen sind nicht im Preis inbegriffen. Die Abnahme erfolgt durch den Postamtsweg. Die Expedition ist in Dresden, Zwingerstraße 22, postfach 1144. Telegramm-Adresse: „Arbeiterzeitung Dresden.“

Redaktion

Zwingerstraße 22, postfach 1144. Dresden. Telefon: Amt 1, Nr. 1790.

Nr. 144.

Dresden, Dienstag den 25. Juni 1901.

12. Jahrg.

Inserate

Werben die 4 geliebte Verträge oder deren Raum mit 20 Pf. befreit und bei unvollständiger Wiederholung unter Woche gewährt. Werbetage 15 Pf. Die Inserate müssen bis spätestens 10 Uhr früh in der Expedition eingereicht sein und sind im voraus zu bezahlen.

Expedition:

Zwingerstraße 22, postfach 1144.

Telefon: Amt 1, Nr. 1790.

Telegraphische Adressen: „Arbeiterzeitung Dresden.“

Arbeiter! Parteigenossen!

Mit dem 1. Juli beginnt ein neues Quartal. Es gilt daher, das Abonnement für Eure Zeitung zu erneuern und vor allem mit verdoppelten Kräften für deren weitere Verbreitung thätig zu sein. Benutzt die wenigen Tage vor dem Quartalswechsel zu eifrigster Agitation, werbt in Fabriken, in Bekannten- und Freundeskreisen neue Abonnenten und sorgt dafür, daß die charakterlose unparteiische Klassenpresse, die den Volkseindern Helfersdienste leistet, mehr und mehr aus den Arbeiterfamilien schwindet! Mit der

Arbeiterpresse

bringst die Aufklärung in weite Kreise des Volkes. Die Arbeiter-Zeitung reißt die Indifferenten aus ihrer Lethargie und weist sie auf die großen Aufgaben hin, die dem werktätigen Volke im öffentlichen Leben harren.

Die bevorstehenden Landtagswahlen rufen uns ins Bewußtsein gegen die sächsischen Wahlrechtsveränderer und zur Verteidigung der Rechte des Volkes und seiner Interessen gegen eine reaktionäre Klippe. In diesen Kämpfen hat die Arbeiterschaft nur in der Arbeiterpresse einen festen Rückhalt; nur sie führte bisher den Kampf gegen den Wahlrechtsraub, das Dreiklassenwahlrecht und die reaktionäre Interessenwirtschaft mit Nachdruck.

Auf dem weiten Gebiete der Politik drohen dem Volke große Gefahren. Während die Arbeiterschaft schwer unter der Krise leidet, Not und Elend zahlreiche Arbeiterfamilien heim sucht und die Arbeitslosigkeit tiefe Wunden schlägt, entfalten die Agrarier eine wilde Agitation für die Verteuerung des Brotes. Bei alledem mehrten sich die Anzeichen für eine durch Missetaten erzeugte Teuerung und die Eifersucht Tausender wird durch neue schwere Lasten bedroht. Im Lande stehen Steuerzuschläge, im Reich neue indirekte Steuern in Aussicht, und schon erscheinen im Hintergrunde neue Militärforderungen. Das Reichstagswahlrecht, das Koalitionsrecht sind in beständiger Gefahr. Man möchte das Volk erst knebeln, um bei Aufbahrung neuer Lasten auf keinen Widerstand zu stoßen. Der phantastische Weltmachtsturz in der auswärtigen Politik kann uns jeden Tag neue Verwicklungen bringen und neue Opfer auferlegen.

In diesen Kämpfen und Interessenkämpfen sieht nur die Arbeiterpresse nachdrücklich und rücksichtslos für das Wohl des werktätigen Volkes. Sie deckt die Schliche der Volksfeinde auf, enthüllt die schädlichen Operationen einer profitgierigen Finanzaristokratie und führt mit Energie den Kampf gegen die feudale Raubgier und die reaktionären Machinationen.

Die Sächsische Arbeiter-Zeitung

widmet den politischen und sonstigen Vorgängen im In- und Auslande eingehende Aufmerksamkeit und unterrichtet seine Leser unter Mithilfe besonderer Korrespondenten schnell und eingehend. Die sächsischen und lokalen Verhältnisse werden eingehend erörtert und, wenn es nötig ist, ohne Rücksicht der Kritik unterzogen. Unsere Zeitung war es, die zuerst auf die bedenklichen Operationen gewisser Finanzkreise in Dresden

aufmerksam gemacht hat und vor deren Gefahren warnte. Sie wird auch fernerhin den Verlauf des Krachs in Dresden aufmerksam verfolgen und die schädlichen Auswüchse einer verwerflichen Spekulation bloßlegen.

Neben dem Kampfe um die Rechte und Interessen des Volkes haben wir uns zur Aufgabe gemacht, die Leser über Kunst und Wissenschaft zu unterrichten. Zur Unterhaltung und geistigen Erholung werden wir im Unterhaltungsstil und der Beilage

Nach der Arbeit

stets das Beste bieten. Eingehende und sachkundige Besprechungen über die künstlerischen Darbietungen und die Fortschritte auf geistigem Gebiete und gediegene Romane bilden den Hauptbestandteil des Feuilletons. Ganz besonders sei auf die wöchentlich erscheinenden Rezensionen über die internationale Kunstausstellung hingewiesen. Mit dem Anfang des neuen Quartals beginnen wir im Hauptblatte mit dem Abdruck des Romans:

Das tägliche Brot

von der rühmlichst bekannten Schriftstellerin Klara Diebig, und im Beiblatt Nach der Arbeit bieten wir unseren Lesern mit dem gediegenen Roman von Marie Ebner-Eschenbach

Das Gemeindegeld

eine der besten Erscheinungen auf dem Gebiete der neueren

Literatur. Die Sächsische Arbeiter-Zeitung erfüllt sonach alle Anforderungen, die an eine große Tageszeitung zu stellen sind. Pflicht der Arbeiter und Genossen aber ist, für die weitere Verbreitung ihrer Zeitung Sorge zu tragen. Es muß aller Aufgabe sein, die Abonnentenzahl in ein angemessenes Verhältnis zur sozialdemokratischen Stimmenzahl zu bringen. Diesem Ziele bei jedem Quartalswechsel einen Schritt näher zu kommen, muß aller Genossen Ehrenpflicht sein.

Der Abonnementspreis beträgt inkl. Bringerlohn 80 Pf., bei Abholung in den Ausgabestellen 60 Pf. für den Monat, durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 6406) 2,75 Mk. für das Vierteljahr.

Arbeiter, werbt für Eure Zeitung.

Nichts gelernt und viel vergessen!

Die Enthüllung des Bismarckdenkmals hat mit einem allgemeinen Kopfschütteln geadert; ja der Sohn des gefeierten Säkularmenschen amüsiert sich augenblicklich damit, aus dem Hinterhalte spitze Pfeile gegen den Kaiser und den Reichstanzler zu senden, wobei er nicht einmal den Trost genießt, daß die mythische „Volksseele“ Balsam in sein verunreinigtes Herz träufelt. Wurzeln des Aberglaubens Bismarcks wirklich im Boden, wie sagen nicht einmal der Nation, sondern nur der bürgerlichen Klassen, so wäre der berühmte „Sturm des allgemeinen Unwillens“ über die Art, wie das Denkmal vor dem Reichstagsgebäude enthüllt wurde, nicht ganz am unrechten Orte gewesen, aber von den paar Blättern abgesehen, die den Bismarckkultus als geschäftlichen Sport be-

treiben, regte sich keine Menschenseele auf; die Erinnerung an den Säkularmenschen verfiel jenem Gefühl allgemeiner Würstigkeit, von dem er selbst gern zu sprechen pflegte.

Höchstens werden an das Schweigen des Kaisers bei der Denkmalfeier noch einige Kommentare geknüpft, die ihre besondere Würze dadurch erhalten, daß der Kaiser zwei Tage darauf einem jüdischen Kaufmann in Hamburg, als einen „weitblühenden unermüdlichen Bahnbrecher für unseren deutschen Handel und unsere Ausfuhr“, sein Bildnis überreicht und zugleich eine Rede gehalten hat, mit dem Leitmotiv, daß die deutsche Zukunft auf dem Wasser liege. Unsere guten Liberalen schweigen darüber in Zukunftsträumen, sie sind sogar schon so üppig, daß sie die Bahn des Sieges mit ganz überflüssigen Hindernissen anstufieren, um zu zeigen, was sie für Kenner sind, die trotz allem ans Ziel zu gelangen wissen. Herr Ballin, jener jüdische Kaufmann, den die Gold des Kaisers ausgezeichnet hat, soll nämlich auf den Wind, daß er Minister werden könne, sein Judentum betonen, und die Bemerkung des Kaisers, das werde ja zu ändern sein, „sehr ernst“ mit dem Bekenntnis erwidert haben, daß er „Jude aus Ueberzeugung“ sei, was der Kaiser aber auch noch nicht als ein unüberwindliches Hindernis aufgefaßt haben soll. Mit dieser Zukunftsmusik auf der Hindertrompete unterhält sich die liberale Presse und wirft triumphierend überlegene Blicke auf ihre agrarischen Gegenfüßler, an denen sie in ihrer wohlwollenden Weise ein Gefühl gänzlichlicher, durch die Hamburger Wortkummi bewirkter Verschmutterung zu entdecken glaubt.

Das ist nun aber nichts, als pure Einbildung. Die Junker sind längst daran gewöhnt, daß der Kaiser die deutsche Zukunft auf Wasser verlegt; sie mögen sich darüber ärgern, und es wäre ihnen unweifelhaft lieber, wenn der Kaiser das Wortwort der deutschen Zukunft über den ostelbischen Sandbüchsen auf-dämmern läße, aber sie sind viel zu praktische Leute, um sich über Kaiserreden länger den Kopf zu zerbrechen, als sich lohnt. Das alles haben sie ja schon einmal erlebt, in den vierziger Jahren, als Friedrich Wilhelm IV. ebenfalls ein gar nicht unbekanntes Verständnis für die wachsende Macht und den wachsenden Reichtum der Bourgeoisie bezeugte und nicht nur mündlich, sondern selbst schriftlich, in einem Brief an Schön, erklärte: „Den Reuigen, auch den Beschmittenen, werde ich mit Freuden die begnadigende Hand reichen.“ So „reueig“, wie die heutige, zeigte sich die damalige Bourgeoisie noch gar nicht einmal; einige Grundzüge behielt sie immerhin, und sie war noch nicht auf den korrupten Einfall verfallen, den Sieg ihrer Sache von der Gnade der Krone zu erwarten.

Solch korrupter Einfall liegt dem preussischen Junkertum heute so fern, wie er ihm immer fern gelegen hat. Wenn es mit seinem heuchlerischen Gerede von grundsätzlicher Königstreue andere Leute zu überbügeln sucht, so mag man ihm das Verklein hinter die Ohren reiben; und der König absolut, wenn er unter Willen thut, aber man soll darüber nicht vergessen, daß vom Standpunkt bürgerlich-monomarchischer Parteien Chamisso's geflügeltes Sprüchlein die Lautstimmigkeit aller rationalen Politik darstellt. Eine bürgerlich-monomarchische Partei wird, wenn sie noch Leben und Mark in den Knochen hat, die Krone in den Dienst ihrer Partei zu stellen suchen; unterwirft sie sich dagegen kläglich den wechselnden Meinungen der jeweiligen Kronenträger, so beweist sie damit eben, daß sie kein Leben und Mark mehr in den

Verlassen.

Von Gustaf af Geijerstam.

(6. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Die Schwestern hatten verabredet, daß Elin die Mutter nicht vom Bahnhof abholen sollte. Denn dann hätte die Mutter sofort gesehen, wie es stand, und es hätte gleich auf dem Perron vor allen Leuten Auseinandersetzungen gegeben. — Gegen Abend war Elin in einigen Väden gewesen und ging nun langsam nach Hause, um dochmal zu sein, wenn die Mutter kam. Sie war in merkwürdig aufgeregter Stimmung, und Erinnerungen an alte Tage traten ihr in scharfen, klaren Umrissen vor die Seele.

Sie erinnerte sich eines Tages, da war die Mutter krank gewesen. Elin war damals erst zwölf Jahre alt. Sie sah einlam am Fenster und dachte darüber nach, wie es ihr gehen würde, wenn die Mutter stirbe und sie allein in der Welt stünde. Was sollte sie dann anfangen? Wie würde es ihr gehen? Und frühzeitig ahnend, was spätere Tage in anderer Weise bringen sollten, hatte sie still vor sich hin geweint, bis ihr beinahe so gewesen war, als wäre das Entsetzliche geschehen, und dann hatte sie aus ihrem Phantasien die Stimme der Mutter aufgeschreckt, die sie bat, nachzugehen, ob sie Holz genug im Hause hätten. . . .

Und sie erinnerte sich, wie sie eines Tages ein Glas zerbrochen und die Mutter sie gescholten hatte. Mit halluzinatorischer Deutlichkeit sah sie die Glascherben auf dem Boden liegen, und sie sah sich selbst, wie sie sich bückte, um sie aufzuheben, während die Mutter ihr zürnte, sie sollte sich in acht nehmen, daß sie sich nicht die Hände verletzete.

Und als sie dann nach Hause kam und die Treppe hinauf stieg, da war es ihr, als sähe sie die Mutter lebhaftig vor sich; aber sie konnte nicht unterscheiden, ob sie froh oder traurig darsah, und sie konnte nicht unterscheiden, was sie der Mutter sagen sah. Und sie begann zu überlegen, was sie der Mutter sagen sollte, und während sie den Mantel ablegte, gab es ihr einen Stich ins Herz; denn sie dachte daran, daß die Mutter nun jeden Augenblick da sein könnte.

Sie ging ans Fenster und sah hinaus. Sie lauschte, ob nicht jemand die Treppe heraufkäme.

Im Hausflur unten ging eine Thür. Ein juckte zusammen.

Sie ging auf und ab. Sie konnte keine Ruhe mehr finden. Dann merkte sie, daß ihre Füße naß geworden waren, und setzte sich, um die Schürstiefel auszuziehen.

Da hörte sie Schritte im Korridor und fuhr wieder zusammen. Sie zitterte so, daß sie nicht aufstehen konnte.

Jetzt hörte sie die Stimme der Schwester: „Kun erwidert nur nicht, Mutter, wenn Du Elin siehst!“

In jenen Augenblicke wurde die Thür geöffnet, und die Mutter kam herein. Elin schloß, wie ihr die Wangen brannten, und sie vermochte nicht ihre Augen zu erheben, trotzdem sie wußte, daß die Mutter stehen geblieben war und sie ansah.

Dann hörte sie ein Geräusch, als wenn ein Stuhl gerückt würde, und sah auf. Die Mutter sah, das Gesicht in die Hände vergraben, neben der Thür und weinte bitterlich, brachte aber kein Wort über ihre Lippen.

Elin schloß, wie ihr die Thränen über die Backen liefen, sie hatte aber keine klare Vorstellung von dem, was geschehen war, bis sie die von Schluchzen fast erstidete Stimme der Mutter vernahm.

„Es ist meine Schuld“, schluchzte die Mutter. „Warum hab ich Dich ganz allein gelassen! Herrgott, wer konnte aber auch daran denken?“

Und sie stand auf und zog die Tochter an sich. „Aber Gott sei Dank, daß ich doch wenigstens jetzt habe kommen können.“

IV.

In einem kleinen Nebenzimmer brannte an einem kalten Winterabend Licht. Das Zimmer sah nett und reinlich aus. Es war ein schmales, längliches Zimmer mit nur einem Fenster. Ein kleiner Schrank aus Nichtenholz und eine Kommode standen an der einen Längswand, an der anderen ein Bett und eine Wiege mit dem schlummernden Kinde und am Fenster eine Nähmaschine.

Elin war am selben Tage eingezogen. Gottfried hatte ihr die Möbel verkauft und die Miete für ein Vierteljahr bezahlt. Sie hatte den ganzen Tag mit der Einrichtung der Wohnung zu thun gehabt und war nun sehr müde. Zur Ruhe gehen konnte

sie aber immer noch nicht. So vieles beschäftigte ihre Gedanken, und ein starkes Angstgefühl erfüllte sie, wenn sie an ihre Zukunft dachte, da niemand ihr helfen und für sie denken würde. Es war eine Zeit der Ruhe gewesen, solange die Mutter bei ihr gewesen war. Die war nun aber schon lange abgelaufen, und von ihr konnte sie keine Hilfe erwarten. Elin's Stiefvater war zwar ein reicher Bauer, er war aber auch hart und geizig, und die Mutter wagte nicht, ihn um etwas für ihre Kinder zu bitten. Sie hatte es auch nicht übers Herz gebracht, der Mutter alles anzubetrüben. Auf alle ihre Fragen nach Gottfried hatte Elin nur geantwortet, daß er gut zu ihr wäre. Sie hatte es nicht vermocht, die Wahrheit zu sagen, um der Mutter nicht noch mehr Kummer zu bereiten.

Elin war bleich und abgemagert, die Brust war eingekunken, die Arme mager und edlig, sie hatte schwarze Ringe um die Augen. Das kümmerte sie aber nicht. Sie war nicht mehr darauf bedacht, schön zu erscheinen. Sie überlegte nur, wie sie den Jungen behalten könnte, der jetzt friedlich in der Wiege schlief.

Sie betrachtete ihn lange. Das Wäpchen, das den kleinen kahlen Kopf umschloß, war tief in die Stirn hinein gerutscht und berührte beinahe die hellen Augenbrauen. Der Junge atmete gleichmäßig, die kleinen, welchen Lippen bewegten sich und die eine Hand lag schlaf auf der Decke.

Wie kleine Finger er hatte. Die Nägel waren durchsichtig. Sie blickte sich über ihn und lächelte ihn bezaubernd auf die Stirn; ein Wächeln umspielte ihre Lippen, während die Augen glänzten.

Als sie zu Bett gegangen war, sah sie noch einmal auf und nickte dem Kinde zu, nachdem sie die Wiege so nahe ans Bett herangezogen hatte, daß sie sie mit der Hand erreichen konnte. „Schlaf, Du Kleiner. Du wirst nicht von Deiner Mutter weg müssen.“

Am nächsten Morgen stand Elin zeitig auf und richtete das Zimmer. Gottfried hatte versprochen zu kommen und den Jungen zu besuchen, den er noch nicht gesehen hatte. Sie wollten zusammen anmachen, was mit dem Jungen geschehen sollte, und Elin meinte, wenn er den Jungen sähe, würde er es sicherlich nicht übers Herz bringen können, ihn ihr zu nehmen. Das hoffte sie bestimmt, sie würde aber doch ein Angstgefühl nicht los, als